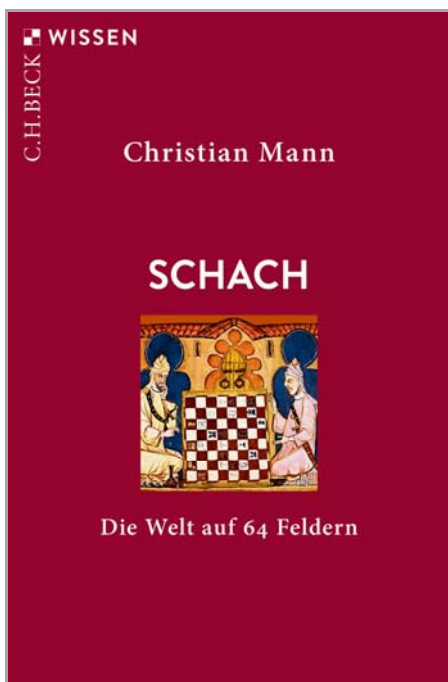


Unverkäufliche Leseprobe



Christian Mann

Schach

Die Welt auf 64 Feldern

2019. 128 S., mit 22 Abbildungen

ISBN 978-3-406-73970-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27670801>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

64 Felder, 32 Figuren, ein schlankes Regelwerk – und doch eine ganze Welt für sich! Schach, das «königliche Spiel», zieht seit über 1500 Jahren Menschen in allen Weltregionen in seinen Bann. Zug um Zug folgt Christian Mann diesem faszinierenden Phänomen, erklärt Geschichte, Regeln und Kultur eines Spiels, das stets mehr war als bloßer Zeitvertreib. Im alten Indien galt es als Allegorie der Herrschaft, für Napoleon war es eine Schule guter Feldherren und heute sieht man es gemeinhin als Gradmesser menschlicher – und künstlicher – Intelligenz. Schach prägt: nicht nur seine Spieler, sondern *en passant* auch unsere Sprache. Alles, was die Faszination von Schach ausmacht – von den Regeln bis zu den Turnieren der Groß- und Weltmeister, vom Leben und Denken der Schachspieler bis zur gesellschaftlichen Bedeutung des Spiels –, findet sich hier, schwarz auf weiß.

Christian Mann ist Professor für Alte Geschichte in Mannheim. Er war in seiner Jugend Kaderspieler des Deutschen Schachbunds und führt den Titel eines Internationalen Meisters. Bei C.H.Beck erschien von ihm bereits *Die Gladiatoren* (2013).

Christian Mann

SCHACH

Die Welt auf 64 Feldern

C.H.Beck

Mit 22 Abbildungen

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

www.chbeck.de

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Reihengestaltung Umschlag: Uwe Göbel (Original 1995, mit Logo),

Marion Blomeyer (Überarbeitung 2018)

Umschlagabbildung: Schachspieler, entnommen aus dem «Libro de los juegos» (◁Buch der Spiele▷), von Alfons X. von Kastilien in Auftrag gegeben, 13. Jahrhundert, © akg-images, Fototeca Gilardi

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 73970 5



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

1. Einleitung: Faszination Schach	7
2. Geschichte des Schachs	16
Ursprünge und Verbreitung	16
Die ersten Weltmeister: von Steinitz bis Aljechin . . .	20
Sowjetische Dominanz:	
Schach nach dem Zweiten Weltkrieg	28
Schach im Zeichen des Kalten Krieges:	
Spasski gegen Fischer 1972	33
Epische Duelle der drei großen «K»:	
Karpow, Kortschnoi, Kasparow	39
Spaltung und Wiedervereinigung des Spitzenschachs .	44
Eine multipolare Welt: Schach im 21. Jahrhundert . .	48
3. Leben und Denken des Schachspielers	52
Schach als Wettkampfsport	52
Die Einkünfte professioneller Schachspieler	57
Elo-Zahlen und Meistertitel	60
Training und Wettkampf	62
Die Gedanken eines Schachspielers:	
das Geheimnis von Spielstärke	67
Psychologie, Doping, Computerbetrug	78
«Genie» und «Wahnsinn»	80
4. Das Schachspiel in der Gesellschaft	83
Schach im Alltag und in der Wissenschaft	83
Lebensunfähige Genies und zynische Meisterdenker:	
Schach in Literatur, Film und Kunst	89
Ein brisantes Thema:	
Schach und Geschlechterbeziehungen	97

Die «Drosophila der Künstlichen Intelligenz»: Computerschach vom «Schachtürken» bis zu AlphaZero	102
--	-----

Anhang: Die Spielregeln und die Schreibweise der Züge

(Notation)	111
Ausgangsstellung und Spielziel	111
Die Gangart der Figuren	112
Das Ende der Partie	118
Die Schreibweise der Züge (Notation)	119

Glossar schachlicher Fachbegriffe **121**

Literatur und Webseiten **123**

Bücher	123
Zeitschriften	124
Webseiten	124
Bildnachweis	124
Register	125
Die Schachweltmeister	128

1. Einleitung: Faszination Schach

Dieses Buch richtet sich nicht an Schachgroßmeister oder solche, die es werden wollen. Es ist geschrieben für alle diejenigen, die sich für das «königliche Spiel», seine Geschichte und seine Bedeutung in der Politik, der Literatur oder der Informatik interessieren. Auch wer nicht die Regeln kennt, ist vom Psychogramm eines Schachspielers bei Stefan Zweig oder von einer Schachweltmeisterschaft fasziniert, dem Inbegriff eines geistigen Duells auf höchstem Niveau. Für alle «Schachneulinge» werden im Anhang die Regeln des Spiels und die Schreibweise der Züge erläutert.

Berlin, 10. Februar 1910. Im Hotel de Rome verfolgen die Zuschauer gebannt die zehnte und letzte Partie des Wettkampfes um die Weltmeisterschaft im Schach. Der Titelverteidiger, Dr. Emanuel Lasker aus Deutschland, war als klarer Favorit in das Match gegangen. Seit bereits 16 Jahren trägt er den Titel des Weltmeisters, ist Sieger zahlreicher Turniere und hat insbesondere noch nie einen Zweikampf verloren, da bei diesem Format seine variable und erfindungsreiche Spielweise besonders wirkungsvoll ist. Doch diesmal setzt ihm sein Herausforderer, der Österreicher Carl Schlechter, unerwartet zähen Widerstand entgegen. Gegen dessen solides Positionsspiel und präzise Verteidigung hat Lasker noch kein Gegenmittel gefunden und von den ersten neun Partien keine einzige gewonnen, ja sogar die fünfte Partie verloren, als er im Gewinnstreben seine Stellung überzog. Schlechter führt vor der letzten Partie mit 5 : 4; gewinnt er diese oder erzielt er ein Remis, ist er der neue Weltmeister. Gewinnt Lasker die Partie, behält er seinen Titel, so sieht es das Reglement im Falle eines unentschiedenen Ausgangs vor. Es hängt also alles von dieser einen Partie ab, ob Lasker oder Schlechter auf dem Schachthron sitzt, ob der Weltmeistertitel in Deutschland bleiben oder auf einen Österreicher übergehen

wird. Denn es handelt sich nicht allein um einen Wettkampf zwischen zwei Menschen, sondern auch zwischen Wien und Berlin, den beiden wichtigsten Metropolen deutscher Kultur – auch schachlich. Die ersten fünf Partien haben in Wien stattgefunden, danach ist der Wettkampf nach Berlin umgezogen; zu Hause in Wien erwarten Schachenthusiasten ungeduldig telegraphische Nachrichten über die Partie ihres Vorkämpfers.

Diese zehnte Partie entwickelt sich ganz anders als die übrigen neun. Bislang standen ruhige Stellungen auf dem Brett, die von den Kontrahenten geduldiges Manövrieren erforderten. Nun aber kommt es zu einem wilden Schlagabtausch, bei dem beide Könige ihren schützenden Bauernwall verlieren und bedroht sind. Schlechter, mit Schwarz spielend, erlangt durch druckvolle Züge eine gute Stellung, kann mehrfach klaren Vorteil erlangen, greift dann aber zu einem zweifelhaften Opfer. Doch im 39. Zug könnte er das Remis erzwingen und den Wettkampf für sich entscheiden (Abb. 1).

Schwarz ist materiell leicht im Nachteil, doch von den weißen Figuren steht der Springer abseits, der Turm auf c8 ist ungedeckt, und der König ist den Schachgeboten der schwarzen Dame ausgesetzt. Nach 39... Dh2–h4+ hat Weiß nichts Besseres, als mit 40. Ke1–f1 Dh4–h1+ 41. Kf1–f2 Dh1–h2+ 42. Kf2–e1 Dh2–h4+ 43. Ke1–d2 Dh4–h2+ 44. Kd2–e1 Dh2–h4+ in die Zugwiederholung einzuwilligen. Versuche, davon abzuweichen, enden mit schwarzem Gewinn, 40. Tf3–g3 Dh4–h1+ 41. Ke1–d2 Tf4–f2+ oder 40. Ke1–d1 Dh4–h1+ 41. Kd1–e2 Tf4xf3 42. Dd3xf3 Sb5xd4+. Doch Schlechter wählt das falsche Feld für das Schachgebot und zieht schwächer 39... Dh2–h1+, dies gibt Lasker die Möglichkeit, mit dem Turm dazwischen zu ziehen und seine Königsstellung zu konsolidieren. Nach 40. Tf3–f1 Dh1–h4+ 41. Ke1–d2 Tf4xf1 42. Dd3xf1 Dh4xd4+ 43. Df1–d3 Dd4–f2 44. Kd2–d1 kommt Lasker in Vorteil, führt die Partie zum Sieg und verteidigt seinen Titel.

Die genannten Varianten sind für einen Spieler vom Kaliber Carl Schlechters problemlos zu berechnen, doch warum spielte er dann nicht 39... Dh2–h4+? Darüber ist in der Schachwelt oft und hitzig diskutiert worden. So wurde die Vermutung geäu-

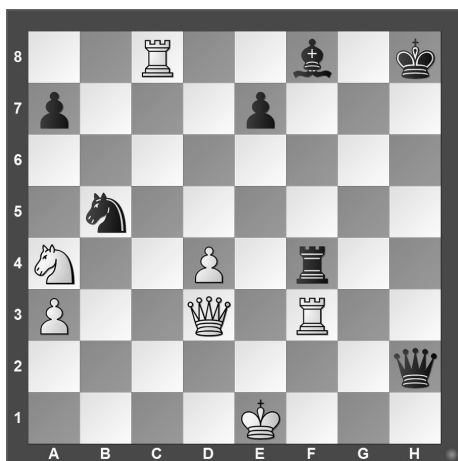


Abb. 1: Lasker – Schlechter, Weltmeisterschaftskampf 1910,
10. Partie. Stellung nach dem 39. Zug von Weiß

ßert, laut Reglement habe Schlechter das Match mit *zwei* Punkten Vorsprung gewinnen müssen, um den Weltmeistertitel zu erringen, und aus diesem Grund habe er jede zum Remis führende Variante vermieden. Doch für eine solche Regel, die in der Geschichte der Schachweltmeisterschaften ohne Parallele wäre, fehlen stichhaltige Belege. Eine literarische Verarbeitung des Matches und der letzten Partie hat Thomas Glavinic in seinem Erstlingswerk «Carl Haffners Liebe zum Unentschieden» (1998) vorgelegt. Glavinic, in seiner Jugend einer der stärksten österreichischen Spieler seiner Altersklasse, entwarf auf der Grundlage der Zeugnisse über Schlechters zurückhaltendes Auftreten das Psychogramm eines fast pathologisch bescheidenen Carl Schlechters, der die letzte Partie in glänzendem Stil gewinnen wollte, um des Weltmeistertitels würdig zu sein, und deshalb ganz gegen seine sonstige Gewohnheit scharf und riskant auf Sieg spielte.

Man benötigt solche Erklärungen nicht, um Schlechters Fehler zu verstehen. Schachspieler stehen während einer Partie unter permanentem starken Druck. Anders als ein Tennisspieler,

der ein Match auch trotz einiger Fehler souverän gewinnen kann, muss beim Schachspieler jeder Zug gut sein, ein einziger Fehler kann eine bis dahin glänzend gespielte Partie ruinieren und zur Niederlage führen. In bedeutenden Partien ist der Druck noch höher, und ein Weltmeisterschaftskampf bedeutet für die Kontrahenten eine enorme psychische und auch körperliche Belastung. Schlechter ist nicht der einzige Großmeister, dem in einer entscheidenden Situation ein unerklärlicher Fehler unterlief. In seinem Fall aber hat es eine tragische Note, dass er den Titelgewinn um Haaresbreite verfehlte: Als professioneller Schachspieler verfügte er nicht über ein festes Einkommen, seine finanzielle Situation war prekär. Der Weltmeistertitel hätte ihm neben Ruhm und Ehre auch wirtschaftliche Möglichkeiten eröffnet, so aber musste er weiter von der Hand in den Mund leben. Der Erste Weltkrieg bedeutete einen weiteren Einbruch, denn die Unterstützung von Schachspielern durch wohlhabende Mäzene kam zum Erliegen. Schlechter hatte häufig nicht ausreichend Geld für Nahrung, er starb 1918 im Alter von nur 44 Jahren an einer verschleppten Lungenentzündung.

New York, 30. November 2016. Im Fulton Market Building im Süden Manhattans sitzen sich Magnus Carlsen und Sergei Karjakin zum Stechen um den Titel des Schachweltmeisters gegenüber. Wie einst Lasker ist auch diesmal der Titelträger als großer Favorit in den Wettkampf gegangen, der Norweger Carlsen trägt den Weltmeistertitel seit 2013 und steht bereits seit 2010 durchgängig an der Spitze der Weltrangliste. Sergei Karjakin gehört seit Jahren zur Weltspitze, dennoch war seine Qualifikation für den Titelkampf eine Überraschung gewesen. Als ein auf der Krim geborener Ukrainer, der 2009 zum russischen Verband übergetreten war und sich öffentlich für Präsident Putin und später auch für die russische Annexion der Krim ausgesprochen hatte, ist er für Moskau der ideale Repräsentant auf dem Feld des Schachsports, das lange Zeit eine russische Domäne gewesen war. Die Hoffnung darauf, die Schachkrone wieder nach Russland zu holen, macht den Weltmeisterschaftskampf aus russischer Perspektive zu einem auch politisch bedeutsamen Ereignis.

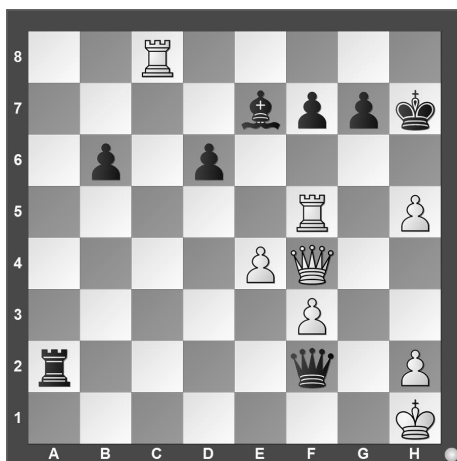


Abb. 2: Carlsen – Karjakin, Weltmeisterschaftskampf 2016, 4. Stichkampfpartie. Stellung nach dem 49. Zug von Schwarz

Wie 106 Jahre zuvor tut sich auch diesmal der Weltmeister schwer, denn Karjakins extrem defensive, auf Vermeidung jeglicher Risiken angelegte Matchstrategie trägt Früchte. Zwar gelingt es Carlsen in den ersten Partien des auf zwölf Partien angesetzten Wettkampfs mehrfach, durch sein überlegenes Positionsverständnis gewinnträchtige Stellungen zu erreichen, aber er scheitert immer wieder an Karjakins Verteidigungskünsten. So enden die ersten sieben Partien remis, und die achte Partie verliert der Weltmeister sogar, als ihm beim Spielen auf Gewinn das Gespür für eigene Gefahren abhandenkommt. Immerhin gleicht er mit einem Sieg in der zehnten Partie das Match aus, nach zwölf Partien steht es damit 6 : 6. Die Regel, dass der Weltmeister bei einem Unentschieden seinen Titel verteidigt, ist längst abgeschafft, und so muss jetzt ein Stichkampf entscheiden: vier Schneltpartien, bei denen jeder Spieler eine Bedenkzeit von 25 Minuten plus zehn Sekunden pro gespieltem Zug erhält. In diesen Schneltpartien setzt sich Carlsens Klasse durch; nach drei Partien führt er 2 : 1, und in der vierten Partie ergibt sich die oben gezeigte Stellung (Abb. 2).

Schwarz droht Matt mit Df2–f1 oder mit Df2–g2, und für das ungeübte Auge hat Weiß keine sinnvolle Möglichkeit, diese Drohungen abzuwehren. Doch Carlsen hat diese Stellung herbeigeführt, weil er längst gesehen hat, dass sie für Weiß gewonnen ist. Er spielt das Damenopfer 50. Df4–h6+, und gleichgültig wie Schwarz die Dame schlägt, im nächsten Zug folgt das Matt: 50... Kh7xh6 51. Tc8–h8# oder 50... g7xh6 51. Tf5xf7#.

Diesmal müssen keine Saaldiener die Züge auf Demonstrationbretter übertragen, und es sind auch nicht nur die Zuschauer in einem überfüllten Raum live dabei. Diesmal verfolgen Millionen Schachfans in aller Welt die Partien im Internet. Mit einem zugeschalteten Computerprogramm oder den Livekommentaren starker Großmeister kannten auch sie die finale Mattkombination schon, bevor Carlsen sie spielte und einen eher zäh verlaufenen Wettkampf glanzvoll beendete.

Schachweltmeisterschaften sind große Ereignisse, für die Zeitgenossen und in der Rückschau. Die besten Spieler, die Tausende von Stellungen im Kopf haben und in Sekundenschnelle lange Zugfolgen berechnen können, gelten als Symbole für die Leistungsfähigkeit des menschlichen Gehirns. Aber ebenso auch für dessen Fehleranfälligkeit, denn bisweilen werden auch auf höchstem Niveau schwache Züge gemacht, was der Komplexität des Spiels, der nervlichen Anspannung und der Erschöpfung nach stundenlangem Kampf geschuldet ist. Schach ist, in der Begrifflichkeit der Spieltheorie, ein endliches Zwei-Personen-Nullsummenspiel mit perfekter Information ohne Zufallseinfluss. Es gibt keine Würfel oder ähnliche Glücksfaktoren und keine verdeckten Karten, die Stellung steht offen auf dem Brett. Es kommt allein auf die Spieler an, in welche Richtung sich die Partie entwickelt, ob sie in ruhigen positionellen Bahnen verläuft, in denen das allgemeine Positionsverständnis gefragt ist, oder sich ein taktisches Handgemenge ergibt, in dem eine Vielzahl von Varianten berechnet werden muss. Insbesondere wenn grundverschiedene Persönlichkeiten aufeinandertreffen – wie Lasker und Schlechter oder später Karpow und Kasparow – oder die Kontrahenten zu Vorkämpfen politischer Ansprüche stilisiert werden, erfahren die Duelle um die Schachkrone

höchste Aufmerksamkeit. Der Wettkampf, den 1972 in Reykjavik Boris Spasski aus der Sowjetunion und der US-Amerikaner Bobby Fischer austrugen, war ein mediales Großereignis, da er in der Situation des Kalten Krieges zum Kampf der zwei Supermächte und ihrer Gesellschaftsentwürfe stilisiert wurde. Dabei fiel nicht ins Gewicht, dass die Kontrahenten alles andere als typische Vertreter des Kapitalismus und des Kommunismus waren, sondern vielmehr die Systeme ihrer Länder verabscheuten.

Politische Inanspruchnahme ist auch aus anderen Sportarten bekannt, und in der Tat ist Schach ein Sport. Es handelt sich um einen Wettkampf mit festen Regeln, die für alle Teilnehmer gleich sind. Es gibt neben den Weltmeisterschaften auch kontinentale und nationale Meisterschaften, es gibt neben Einzelwettbewerben auch Mannschaftswettbewerbe, organisiert in Ligen mit Auf- und Abstiegsregelungen. Professionelle Schachspieler trainieren täglich mehrere Stunden und richten wie andere Sportler ihre Lebensführung darauf aus, im Wettkampf Höchstleistungen vollbringen zu können. Und besonders stark ist beim Schach die von Hans Ulrich Gumbrecht als Merkmal des Spitzensports benannte «fokussierte Intensität» ausgeprägt, welche die Protagonisten während einer Partie alles Weltgeschehen jenseits der 64 Felder vergessen lässt. Schach ist folgerichtig als Sportart anerkannt, auch wenn das Moment der körperlichen Bewegung fehlt.

Schach ist aber weit mehr als ein Sport. Manche Meister betreiben Schach auch als Wissenschaft, indem sie sich über Wochen mit einer einzigen Stellung befassen, um die Wahrheit über diese herauszufinden, um nachzuweisen, dass Schwarz auf Gewinn steht oder dass Weiß mit präzisiertem Spiel ein Remis erreichen kann. Manche Partieanalysen ähneln in Ausführlichkeit und Tiefe wissenschaftlichen Aufsätzen, zu manchen Eröffnungsvarianten sind viele Regalmeter an Literatur geschrieben worden. Viele Spieler haben ihr Leben dem Studium des Schachs verschrieben, ohne seinen Geheimnissen jemals ganz auf den Grund zu kommen. Millionen Menschen hingegen spielen Schach einfach zum Vergnügen, ob in der Familie, mit Freunden, im Verein oder im Internet. Das Spiel ist auf der ganzen

Welt, in jeder Altersgruppe und in allen sozialen Schichten beliebt, es kann auf jedem Spielniveau und in jeder Umgebung Freude bereiten, ob in der strengen Stille von Turniersälen oder in fröhlich-geräuschvoller Atmosphäre. Die Regeln des Spiels sind einfach und für jeden in kurzer Zeit zu lernen, die Komplexität hingegen ist immens: Mathematiker schätzen die Anzahl möglicher Schachpartien auf 10^{120} , weit mehr als die Summe sämtlicher Atome im Universum. Ein volkstümliches Sprichwort bringt diese Vielschichtigkeit plakativ auf den Punkt: «Schach ist ein See, in dem eine Mücke baden und ein Elefant ertrinken kann.»

Manche sehen Schach jenseits von Sport, Spiel und Wissenschaft auch als eine Kunst an. Die Anzahl der Figuren ist beschränkt, geschlagene Figuren verlassen das Brett und kommen nicht wieder. Es kann also nicht wie bei vielen anderen Spielen darum gehen, Quantitäten aufzuhäufen, vielmehr müssen die vorhandenen Figuren so gut wie möglich zusammenwirken. Und wenn es gelingt, die Figuren zu vollkommener Harmonie zu führen, sei es durch effektvolle Kombinationen oder durch geduldiges Manövrieren, bereitet dies dem Kenner höchste ästhetische Befriedigung. Um es mit den Worten Marcel Duchamps zu sagen: «Durch meinen engen Kontakt mit Künstlern und Schachspielern bin ich zu dem persönlichen Schluss gekommen, dass zwar nicht alle Künstler Schachspieler, aber alle Schachspieler Künstler sind.» Allerdings benötigt der Schachspieler, will er ein Kunstwerk schaffen, stets auch einen Gegner, der sich daran beteiligt. Um dieses Hindernis zu umgehen, gibt es mit dem Problemschach eine eigene künstlerische Spielart des Schachs, bei der Stellungen entworfen werden, in denen es eine überraschende Mattführung oder einen versteckten Weg zum Remis gibt. Auch dafür gibt es regelmäßige Wettbewerbe, bei denen, ganz wie bei anderen Kunstpreisen auch, eine Jury Preise nach Ästhetik und Originalität vergibt.

Es ist diese Vielschichtigkeit des Schachspiels, die zu seiner globalen Popularität beiträgt und es zum bedeutendsten Spiel der Menschheitsgeschichte macht. Vor allem aber ist es der Typus des Schachmeisters, der die Phantasie angeregt hat. Schon

bei Gottfried von Straßburg (frühes 13. Jahrhundert) vergisst der Titelheld Tristan über dem Schachspiel die Welt um sich herum; und im 20. Jahrhundert wurde der Schachspieler, der sich auf den 64 Feldern zurechtfindet, nicht jedoch im gesellschaftlichen Leben, zum Protagonisten mehrerer bedeutender literarischer Werke. Auch in Filmen begegnet man Schachmeistern häufig, hier jedoch zumeist in der Gestalt des überlegenen Strategen, der kalt und zynisch die Handlungen seiner Mitmenschen wie Schachzüge vorausberechnet. Und schließlich ist das Schachspiel, weil es als «Probierstein des Gehirns» (Goethe) gilt, ein wichtiger Referenzpunkt in brisanten gesellschaftlichen Debatten. Seit über Künstliche Intelligenz gesprochen wird, wird das Schachspiel als Indikator für die Leistungsfähigkeit und die Grenzen von Maschinen herangezogen. Schon im ausgehenden 18. Jahrhundert machte der «Schachtürke», ein angeblicher Schachautomat, Furore, ehe sein sehr menschliches Geheimnis entdeckt wurde. Als zum ersten Mal ein Schachweltmeister einen Wettkampf gegen einen Computer verlor, wurde dies in allen Medien als Meilenstein der technischen Entwicklung wahrgenommen, und seit das selbstlernende Programm Alpha-Zero innerhalb weniger Stunden die kulturelle Evolution des Schachspiels nachvollzog, wird über das Potenzial von Computern für komplexe Arbeitsprozesse anders diskutiert als zuvor. Nicht zuletzt bieten der Mangel an starken Schachspielerinnen und die Suche nach den Gründen dafür reichen Diskussionsstoff im Rahmen der Debatten über das Verhältnis der Geschlechter.

Trotz dieser vielfältigen Diskussionen um das Schachspiel sollte eins nicht vergessen werden: Schach ist im höchsten Maße abstrakt, es entzieht sich einer konkreten Anwendung und hat keinen direkten praktischen Nutzen. Der amerikanische Schriftsteller Raymond Chandler nannte Schach pointiert «die komplizierteste Vergeudung menschlicher Intelligenz, die sich außerhalb einer Werbeagentur nur finden lässt». Vielleicht hat aber gerade seine vermeintliche Nutzlosigkeit einen wesentlichen Anteil an der ungebrochenen Faszination des «königlichen Spiels».

2. Geschichte des Schachs

Ursprünge und Verbreitung

Der indische Herrscher Shihram war ein grausamer Tyrann, er lauschte gern dem Lob von Schmeichlern und achtete sein Volk gering. Da erfand ein weiser Brahmane das Schachspiel, um den Herrscher zu belehren, dass er allein, ohne die Unterstützung seiner Untertanen, nichts ausrichten könne; denn beim Schachspiel ist der König nur eine Figur von mehreren, zwar die wichtigste, aber nicht die stärkste. Der König verstand die Lektion und gewährte dankbar dem Brahmanen einen Wunsch. Dieser erbat sich lediglich Weizenkörner: für das erste Feld eines Schachbretts ein Korn, für das zweite zwei, für das dritte vier Körner und für alle weiteren jeweils das Doppelte des vorigen Feldes. Der König gewährte lachend diesen Wunsch, den er für bescheiden hielt, und erfuhr erst hinterher, dass alle Speicher seines Reiches nicht genug Getreide enthielten, um den Wunsch zu erfüllen. Der moralischen war eine mathematische Lektion gefolgt.

Dies ist eine bekannte Erzählung von der Erfindung des Schachspiels, aber nicht die einzige. In indischen, persischen, arabischen und europäischen Texten begegnen wir zahlreichen Legenden, wann, wo und aus welchem Anlass das Spiel erfunden wurde. Diese Legenden sagen mehr über die Vorstellungswelt ihrer Autoren aus als über die Anfänge des Schachs, und wenn man außerdem berücksichtigt, dass die heutigen Schachregeln das Ergebnis jahrhundertelanger Transformationsprozesse sind, so verliert die Suche nach dem einen Ursprung ihre Grundlage. Fakt ist, dass in Indien spätestens im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Spiel beliebt war, das Vorläufer der heutigen Schachfiguren benutzte: König, Wesir (Dame), Streitwagen (Türme), Elefanten (Läufer), Reiter (Springer) und Fußsoldaten (Bauern). Diese Figuren entsprechen der Gliederung

einer indischen Armee und verweisen auf zwei Merkmale des Schachspiels: erstens auf seinen Charakter als abstrahierter Kampf zweier Heere, zweitens auf die Existenz unterschiedlicher Spielfiguren mit spezifischen Fähigkeiten. Die indischen Texte erwähnen neben dem Spiel für zwei Personen auch eine Variante für vier Personen, ohne dass geklärt werden kann, welche Version die ältere ist. Auch ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob und wie lange das «chinesische Schach» Xiangqi und das «japanische Schach» Shōgi – beide werden bis heute in Turnierform gespielt – eine gemeinsame Entwicklungsgeschichte mit dem «europäischen Schach» teilen. Ein eindeutiger Vorläufer des Letzteren ist um 600 in Persien nachweisbar, dem die zentrale Rolle bei der Verbreitung des Spiels zukommt. Die persische Prägung des Spiels lässt sich auch heute noch an der Terminologie ablesen, so am Wort «Schach» selbst (= König) oder an «Roch» als Bezeichnung für den Turm (englisch «rook»; vgl. «Rochade»). Die Araber übernahmen das Spiel, als sie Persien eroberten, und durch sie gelangte Schach über das maurische Spanien und das Byzantinische Reich nach Europa.

Im Mittelalter genoss das Schachspiel ein hohes Ansehen, und zwar sowohl in den christlichen als auch in den islamischen Gesellschaften. Im Abendland wie im Orient galt es als edles, als aristokratisches Spiel und wurde vor allem an Fürstenhöfen gespielt. Der fünfte Kalif Harun al-Raschid, der von 786 bis 809 regierte, soll ein Liebhaber des Spiels gewesen sein, König Alfons X. von Kastilien (1221–1284) verfasste sogar eine Sammlung von Schachproblemen. In Gottfried von Straßburgs Versroman «Tristan» wird der Titelheld entführt, als er gerade in eine Schachpartie vertieft ist und nicht bemerkt, dass sein Schiff ausläuft. Auch mit Isolde spielt Tristan Schach, und das ist keine Ausnahme, denn hochgestellte Frauen spielen ebenso selbstverständlich Schach wie die Männer ihres Standes. Und gerade die Partien zwischen Männern und Frauen werden in Bildern und in Texten dargestellt: Ob in den «Märchen aus 1001 Nacht» oder im Minnesang, Schachpartien sind regelmäßig erotisch aufgeladen, etwa als Metapher für die Hochzeitsnacht. Auch das Motiv, ein Mann könne, von der Schönheit sei-

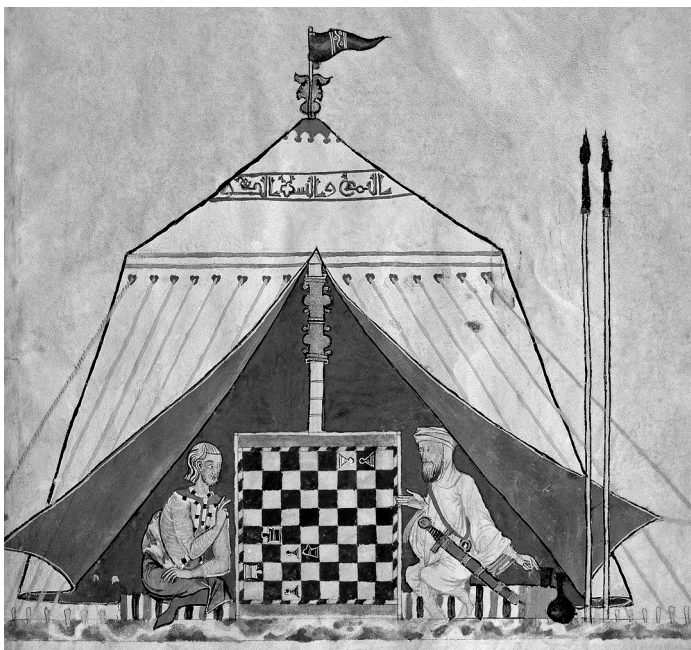


Abb. 3: Schachpartie zwischen einem Christen und einem Muslim.
Miniatur aus dem «Buch der Spiele» Alfons' X. (1283)

ner Gegnerin verwirrt, sich nicht auf das Spiel konzentrieren, findet sich in christlichen wie in islamischen Texten.

Doch in beiden Religionen traten auch religiöse Eiferer auf den Plan, die im Schach eine gefährliche Leidenschaft sahen, die vom rechten Glauben abbringe. Auch erregte Anstoß, dass bisweilen um hohe Summen gespielt wurde. Christliche Konzile diskutierten über die Gefahren des Schachspiels, und manche Orden verbannten das Spiel aus ihren Klöstern. Auch einige islamische Geistliche verboten das Spiel, zuletzt der Ajatollah Chomeini im Jahre 1981. Und ganz allgemein war das Schachspiel moralisch aufgeladen: Anfang des 14. Jahrhunderts verfasste der italienische Dominikanermönch Jacobus de Cessolis ein Buch mit dem Titel «Liber de moribus hominum et officiis

nobilium ac popularium super ludo scacchorum» («Buch über die Sitten der Menschen und die Pflichten der Vornehmen und Niederen, vom Schachspiel abgeleitet»), in dem er das Schachspiel und seine Figuren als Allegorien auf die Gesellschaft seiner Zeit verarbeitete. Das Werk war im Spätmittelalter ungeheuer populär, es ist in über hundert Handschriften erhalten.

Die Regeln, nach denen im Mittelalter Schach gespielt wurde, unterschieden sich von den heutigen in wichtigen Punkten, die entscheidende Modernisierung des Spiels fand erst Ende des 15. Jahrhunderts statt: Der Läufer, der zuvor nur einen diagonalen Doppelschritt machen durfte, bekam seine heutige Gangart und ebenso die Dame, die bis dahin lediglich ein Feld in diagonalen Richtung zog. Der Doppelschritt der Bauern aus der Grundstellung war bereits im Hochmittelalter eingeführt worden. Alle drei Regeländerungen verfolgten dasselbe Ziel: Die Entwicklung der Figuren sollte beschleunigt, brettumfassende Aktionen möglich gemacht, das ganze Spiel damit dynamischer gestaltet werden. Ort der Neuerung war Spanien, wo auch das erste Schachlehrbuch erschien, verfasst von Luis Ramírez de Lucena in Salamanca (1497). In der Folge wurden weitere Bücher gedruckt, die Eröffnungen, Musterpartien und komponierte Studien enthielten, führend waren im 16. und 17. Jahrhundert Italien und Spanien. Im 18. Jahrhundert hingegen gewann Frankreich an Bedeutung, insbesondere in Person von François-André Danican Philidor (1726–1795), der ein geachteter Opernkomponist war, aber auch als stärkster Schachspieler seiner Zeit galt. Sein Buch *«L'analyse du jeu des échecs»* von 1749 enthält Einsichten, welche die Grundlage für die moderne Schachstrategie bilden. Bahnbrechend ist insbesondere Philidors Satz, dass die Bauern «die Seele des Schachs» seien. Da Bauern die einzigen Figuren sind, die nicht rückwärts gezogen werden können, deren Züge somit irreversibel sind, bestimmen sie die Struktur der Stellung. Viele von Philidors Ausführungen zur Bauernführung, zu manchen Eröffnungen und zu Endspielen sind auch heute noch gültig.

Das 18. Jahrhundert sah auch die Erfindung der Schachgöttin Caissa, den Namen prägte der britische Indologe William Jones:

In einem 1763 veröffentlichten Gedicht ist Caissa eine Nymphe, die dem Liebeswerben des Kriegsgottes Mars widersteht, bis er sie schließlich in einer Schachpartie erobert. Doch während die Dame in der Frühen Neuzeit zur stärksten Figur auf dem Brett avancierte und das Spiel eine weibliche Schutzgottheit erhielt, es auf der symbolischen Ebene weiblicher wurde, wurde es in der gesellschaftlichen Realität zu einer Männerdomäne. Auf sozialer Ebene allerdings verbreiterte es seine Basis: Es war nun nicht mehr nur in adligen Kreisen, sondern seit dem 18. Jahrhundert im Bürgertum und seit dem 19. Jahrhundert auch in der Arbeiterklasse fest verwurzelt. Die Tageszeitungen begannen Schachspalten einzurichten, auch spezielle Schachzeitschriften erschienen. Schach wurde in Arbeiterkneipen ebenso gespielt wie in Bürgerhäusern und eleganten Cafés, und führende Marxisten, insbesondere Lenin, propagierten den Wert des Spiels, in dem auch ein kleiner Bauer zur stärksten Figur mutieren könne.

Die ersten Weltmeister: von Steinitz bis Aljehin

1851 fand in London das erste internationale Schachturnier statt, es markiert den Beginn des modernen Wettkampfschachs. Der Sieger, Adolf Anderssen aus Deutschland, und der Amerikaner Paul Morphy, der während einer Europareise 1858/59 Schachfreunde faszinierte, sind die Hauptvertreter des «romantischen Schachs», das auf Königsangriffe um jeden Preis, auch unter großen materiellen Opfern, abzielte; viele Kombinationen der «Romantiker» sind noch heute in Taktiklehrbüchern zu finden. Nationale und internationale Turniere nahmen an Häufigkeit zu, ebenso Zweikämpfe zwischen den stärksten Spielern, und schließlich beginnt mit Wilhelm Steinitz (1836–1900) die Reihe der offiziellen Weltmeister. Aus einer Prager Schneiderfamilie stammend, zog Steinitz mit 21 Jahren nach Wien, um am dortigen Polytechnikum Mathematik zu studieren. Häufiger zu finden war er allerdings in den Wiener Caféhäusern, wo er sich seinen Lebensunterhalt mit Schachspielen verdiente. Bald galt er als stärkster Spieler der österreichischen Metropole, zur damaligen Zeit eine der Hochburgen des Schachs. Doch Sponso-

ren waren rar, weshalb Steinitz nach London umzog, wo die finanziellen Bedingungen für ein Leben als professioneller Schachspieler und -publizist besser waren. 1866 siegte er in einem Wettkampf über Adolf Anderssen und galt seitdem als stärkster Spieler der Welt, ein Ruf, den er durch weitere Siege in Matches untermauerte, während er in Rundenturnieren häufig anderen den ersten Platz überlassen musste.

In jungen Jahren pflegte Steinitz – dem Stil der Zeit gemäß – «romantisches» Schach und zelebrierte bevorzugt scharfe Opferangriffe, doch nach einer gründlichen theoretischen Beschäftigung mit dem Spiel stellte er seine Herangehensweise um. Steinitz rückte, während die anderen Meister und die Öffentlichkeit ihre ganze Aufmerksamkeit auf konkrete Kombinationen richteten, statische Faktoren wie Läuferpaar und Felderschwächen in den Vordergrund und wurde damit zum Begründer des modernen Positionsspiels. Vorsicht und Prophylaxe, so lehrte er, seien der Schlüssel zu schachlichem Erfolg; erst wenn man kleine Vorteile angesammelt habe, solle man zum Angriff schreiten. Von manchen dafür als «Feigling» gebrandmarkt, war Steinitz seinerseits in der Wortwahl nicht wählerisch und schmähte seine Gegner mit scharfen Worten – seine Streitlust trug ihm ein Hausverbot in verschiedenen Londoner Clubs ein. Zeitweise zog er sich ganz vom aktiven Turnierbetrieb zurück und konzentrierte sich auf seine Publikationstätigkeit.

Nach Steinitz' Übersiedlung in die USA kam es dort 1886 zu einem bedeutsamen Wettkampf gegen einen anderen starken Meister, Johannes Hermann Zukertort. Solche Matches waren an sich nichts Ungewöhnliches, dieses aber enthielt die Abmachung, dass sich der Sieger «Weltmeister» nennen dürfe. Da Zukertort den von Steinitz kritisierten «Romantikern» angehörte und es zwischen beiden zu wechselseitigen Beleidigungen gekommen war, bedurfte es zäher Verhandlungen, damit der Wettkampf überhaupt zustande kam. Steinitz geriet zunächst in Rückstand, siegte dann aber schließlich deutlich mit 10:5 Siegen bei fünf Remispartien. In Ermangelung eines internationalen Schachverbands konnte es keine offizielle Legitimation des neuen Weltmeisters geben, doch in den folgenden Jahren siegte

Steinitz in mehreren Wettkämpfen, darunter zweimal gegen den starken russischen Meister Michail Tschigorin, so dass er allgemein als bester Schachspieler der Welt anerkannt wurde. Gegen Tschigorin spielte Steinitz 1890/91 auch noch ein weiteres, nicht als Weltmeisterschaftskampf gewertetes Match, nachdem zwischen ihnen eine Meinungsverschiedenheit über zwei Eröffnungsvarianten entbrannt war. Steinitz befand sich in New York, Tschigorin in Havanna, die Züge wurden per Telegraph übermittelt. Für Steinitz ging der Wettkampf schlecht aus: Nicht nur verlor er beide Partien und damit auch eine erhebliche Summe Geldes, sondern er musste auch einen Tag im Gefängnis verbringen, weil Mitarbeiter im New Yorker Postamt die Schachnotation für einen Geheimcode hielten und Steinitz – angesichts der politischen Spannungen zwischen den USA und Spanien in der Kuba-Frage – der Spionage verdächtigten. 1894 unterlag Steinitz klar gegen den jungen Emanuel Lasker, auch den Rückkampf verlor er. Sein körperlicher und seelischer Zustand verschlechterte sich nach dem Verlust des Weltmeistertitels rapide, er litt an Depressionen und Wahnvorstellungen. 1900 verstarb Wilhelm Steinitz in New York.

Emanuel Lasker (1868–1941) entstammte einer jüdischen Familie aus Neumark in Preußen. Früh erkannte man sein mathematisches Talent und schickte ihn im Alter von elf Jahren nach Berlin, wo sein älterer Bruder Bertold Medizin studierte und sein Onkel Eduard, ein bedeutender preußischer Politiker und Abgeordneter des Reichstags, ihn unterstützte. Durch Bertold lernte das Kind das Schachspiel kennen, das ihn nach Meinung seiner Eltern aber zu sehr von der Schule ablenkte, so dass sie ihn ins Gymnasium nach Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski) schickten. Der Begeisterung für das Schach tat dieser Wechsel keinen Abbruch: Nach dem Abitur begann Lasker ein Mathematikstudium in Berlin, nahm jedoch auch mit Erfolg an Schachturnieren teil. Wie Steinitz zog er wegen der besseren Verdienstmöglichkeiten nach London, später in die USA um. Dort fand er potente Geldgeber, die Geld für einen Weltmeisterschaftskampf zur Verfügung stellten, und so forderte Lasker Steinitz zu einem Titelmatch heraus, obwohl er

noch jung war und an Turniererfolgen hinter anderen Meistern dieser Zeit zurückstand. Der Wettkampf fand 1894 in den USA und Kanada statt und endete mit einem klaren Sieg Laskers (10:5 bei vier Remispartien).

Anfängliche Skepsis, ob er des Weltmeistertitels würdig sei, konnte Lasker überzeugend zerstreuen. Zahlreiche Turniersiege und Titelverteidigungen, darunter der eingangs geschilderte dramatische Wettkampf gegen Carl Schlechter in Wien und Berlin, untermauerten seine Stellung als weltbesten Schachspieler. Lasker blieb 27 Jahre Weltmeister und stellte damit einen bis heute unerreichten Rekord auf, erst 1921 konnte ihn der Kubaner José Raúl Capablanca in Havanna bezwingen: Nach den ersten 14 Partien, von denen er keine gewonnen und vier verloren hatte, gab Lasker, dem mehrfach grobe Fehler unterlaufen waren und dem das tropische Klima zugesetzt hatte, das Match verloren. Jedoch bedeutete der Verlust des Weltmeistertitels nicht das Ende von Laskers Erfolgen, denn noch 1924 und 1925 landete er als Mittfünfziger bei starken Turnieren vor seinem Nachfolger auf dem Schachthron. Laskers Stil wurde von manchen Zeitgenossen als «psychologisch» beschrieben: Er habe bisweilen minderwertige Eröffnungen gewählt und absichtlich schlechte Züge gemacht, um bei seinen Gegnern Verwirrung zu stiften. Diese Charakterisierung Laskers ist bis heute verbreitet, doch sie lässt sich weder aus seinen Schriften noch aus seinen Partien eindeutig belegen. Seine Erfolge beruhten auf anderen Qualitäten, vor allem auf großer Zähigkeit, einem stark ausgeprägten Siegeswillen und taktischer Schlagfertigkeit in allen Partiephasen. Mehr als andere war Lasker in der Lage, seinen Gegnern auch in schlechten Positionen noch Schwierigkeiten zu bereiten, und so konnte er viele verloren geglaubte Partien noch zum Remis oder gar zum Sieg führen. Zudem kam ihm seine pragmatische Einstellung zugute, der Dogmatismus vieler anderer Meister seiner Zeit war ihm fremd.

Abseits des Schachbretts fand Lasker Zeit für wissenschaftliche Studien, 1900 wurde er in Erlangen im Fach Mathematik promoviert. Er lehrte an verschiedenen Universitäten in England und den USA, sein Streben nach einer festen Anstellung in

der Wissenschaft scheiterte jedoch. Lasker war mit führenden Künstlern und Intellektuellen seiner Zeit befreundet, unter anderen mit Albert Einstein, sein Bruder Bertold war mit Else Lasker-Schüler verheiratet. Lasker entfaltete während seiner Schachlaufbahn und vor allem nach 1925, als er sich vom Turnierschach zurückgezogen hatte, eine reiche Publikationstätigkeit, zu seinen Werken gehören neben mathematischen Abhandlungen auch philosophische Schriften und ein Drama. In seinem Werk «Gesunder Menschenverstand im Schach» (erschieden zunächst 1895 auf Englisch) schrieb er gegen eine gekünstelte Herangehensweise am Schachbrett selbst und auch jenseits der 64 Felder an. Auch studierte er intensiv andere Strategiespiele, vor allem Bridge und Go, und erfand auch ein neues Brettspiel, das er unbescheiden «Laska» nannte.

Eine tiefe Zäsur bildete die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933. Lasker floh unter Aufgabe seines Vermögens zunächst in die Niederlande, dann nach London und Moskau. Aus materieller Not begann er wieder, Simultanvorstellungen zu geben und an Turnieren teilzunehmen. Und dies mit sensationellem Erfolg: Beim Weltklasseturnier 1935 in Moskau erreichte der 66-Jährige den dritten Platz! Angesichts des staatlichen Terrors in der Sowjetunion verließ Lasker 1937 das Land Richtung Amerika, 1941 starb er verarmt in New York.

Sein Nachfolger José Raúl Capablanca (1888–1942) war der Sohn eines wohlhabenden Kolonialbeamten in Havanna. Er erlernte das Spiel mit vier Jahren und entwickelte bereits als Kind eine große Spielstärke, so dass er im Alter von zwölf Jahren den kubanischen Landesmeister in einem Wettkampf besiegte. 1905 nahm er ein Studium an der Columbia University in New York auf, doch sein Fokus galt dem Schachspiel. Nachdem er in den USA zahlreiche Simultanvorstellungen gegeben und einige Turniererfolge errungen hatte, brach er 1911 zu einer Reise nach Europa auf. Gleich die erste Station, das mit vielen Weltklassespielern gespickte Turnier von San Sebastián, brachte den Durchbruch: Capablanca, von den Organisatoren nur mit Widerstreben zur Teilnahme zugelassen, gewann das Turnier und forderte danach Lasker zu einem Weltmeisterschaftskampf her-

aus, der aber an Laskers unerfüllbaren Bedingungen scheiterte. Capablanca erregte auch bei weiteren europäischen Turnieren durch seine Spielstärke, aber auch durch sein elegantes Auftreten beträchtliches Aufsehen, nicht zuletzt bei der Damenwelt, wovon zahlreiche Anekdoten berichten. Der Erste Weltkrieg machte seiner Europareise ein Ende, Capablanca kehrte nach Amerika zurück. Sein Diplomatenstatus, den die kubanische Regierung ihm 1913 verliehen hatte, ermöglichte es ihm, sich ohne materielle Sorgen auf das Schachspiel zu konzentrieren. 1921 schließlich kam es doch noch zum Wettkampf mit Lasker, der von Capablanca klar gewonnen wurde.

Das Spiel des Kubaners bestach durch seine Leichtigkeit. Capablanca bevorzugte einfache unkomplizierte Stellungen, in denen sich seine strategische Überlegenheit entfalten konnte. Denn mit sicherem Gespür erfasste er die wesentlichen Merkmale einer Stellung, Schwächen im Lager des Gegners, potenzielle Manöver und mögliche Gefahren für den eigenen König. Hinzu kam eine gnadenlose Präzision im Endspiel und eine geringe Fehlerquote: In seiner Karriere musste er nur 35 Niederlagen hinnehmen, zwischen 1916 und 1924 überhaupt keine. Allerdings nahm er nach dem Gewinn des Weltmeistertitels nur noch selten an Turnieren teil und setzte möglichen Herausforderern hohe Hürden für Weltmeisterschaftskämpfe, so dass es erst 1927 in Buenos Aires zu einer Titelverteidigung gegen den Russen Alexander Aljechin kam. Capablanca war klar favorisiert, da er zuvor keine Partie gegen Aljechin verloren hatte, doch er geriet gleich in der ersten Partie in Rückstand. In der Folge entwickelte sich ein zähes Ringen zwischen den beiden Koryphäen, bis Aljechin in der 34. Partie der notwendige sechste Sieg gelang, drei Partien hatte Capablanca gewonnen. Nach dem Verlust des Weltmeistertitels intensivierte Capablanca seine Turnierteilnahmen, um zu demonstrieren, dass er nach wie vor der weltbeste Spieler sei, und errang zahlreiche Erfolge, doch den geforderten Rückkampf gestattete ihm Aljechin nicht. 1942 erlitt Capablanca in einem Schachclub in New York einen Schlaganfall und starb am folgenden Tag.

Alexander Alexandrowitsch Aljechin (1892–1946) entstamm-

te einer wohlhabenden russischen Adelsfamilie und genoss eine umfassende Bildung, zu der auch die Erlernung des Schachspiels gehörte. Doch für den jungen Aljechin war Schach nicht nur ein gesellschaftlich akzeptierter Zeitvertreib, sondern eine Leidenschaft. Aufgrund des Reichtums der Familie konnte er sich dem Schach ohne materielle Zwänge widmen, bereits mit 15 Jahren machte er bei Turnieren in Deutschland auf sich aufmerksam. Auch ein 1912 aufgenommenes Jurastudium in Sankt Petersburg hielt ihn nicht von Turnierteilnahmen ab; 1914 errang er einen großen Erfolg, als er bei einem starken Turnier hinter Lasker und Capablanca den dritten Platz erreichte. Im Sommer desselben Jahres reiste Aljechin zum Meisterturnier nach Mannheim, das traurige Berühmtheit erlangte, da während des Turniers der Erste Weltkrieg ausbrach. Aljechin, bei Abbruch in Führung liegend, wurde wie andere Spieler aus Nationen der deutschen Kriegsgegner interniert und erst nach einigen Wochen entlassen, weil er als untauglich für den Kriegsdienst eingestuft und daher nicht als potenzieller feindlicher Soldat angesehen wurde. Durch Krieg und Oktoberrevolution seiner materiellen Basis beraubt, nahm Aljechin verschiedene Aufgaben in der jungen Sowjetunion wahr, unter anderem fungierte der vielsprachige Schachspieler als Dolmetscher für die Komintern. Doch eine Zukunft sah er in seiner Heimat nicht, 1921 emigrierte er nach Frankreich, wo er 1925 die französische Staatsbürgerschaft erhielt. In den 1920er Jahren arbeitete Aljechin besessen an seinem Schach, reihte mit großem Erfolg Turnier an Turnier und veröffentlichte zahlreiche Partieanalysen in Artikeln und Büchern. Aljechin bevorzugte unübersichtliche Stellungen, in denen seine Stärken am besten zur Geltung kamen: sein Gespür für scharfe Königsangriffe und überraschende Kombinationen. Doch natürlich war Aljechin wie alle Weltmeister ein kompletter Spieler und beherrschte auch das langsame Manövrieren und «trockene» Endspiele.

1927 durfte Aljechin endlich zum Titelkampf gegen Capablanca antreten, den er im Mammutmatch von Buenos Aires bezwang. Als Weltmeister dominierte Aljechin in den folgenden Jahren die Turniere, an denen er teilnahm, allerdings ging er

seinem Vorgänger aus dem Weg, nahm nur an Turnieren ohne den Kubaner teil und gewährte diesem auch keinen Rückkampf. Stattdessen verteidigte er seinen Titel zweimal klar gegen Efim Bogoljubow. 1935 unterlag er so überraschend wie knapp (14,5:15,5) dem Holländer Max Euwe (1901–1981), der damit zum fünften Weltmeister der Schachgeschichte wurde. Aljechin, der regelmäßig und viel trank, stand bei einigen Partien sichtbar unter Alkoholeinfluss, wie Zeitgenossen genüsslich berichteten. Euwe dagegen, dessen Titelgewinn eine Euphorie in den Niederlanden auslöste, die das Land bis heute zu einer Hochburg des Schachs macht, war in vieler Hinsicht das genaue Gegenbild zu Aljechin: Er war kein professioneller Schachspieler, sondern Mathematiklehrer, später Universitätsprofessor, seine Stärke war Disziplin und eine sorgfältige methodische Herangehensweise. Und im Gegensatz zu seinen Vorgängern gewährte er dem unterlegenen Gegner einen Rückkampf, den Aljechin 1937 – er hatte mit dem Trinken aufgehört – klar gewann (15,5:9,5). An die frühere Dominanz auf Turnieren konnte der Russe allerdings nicht mehr anknüpfen.

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach und die deutschen Truppen den größten Teil Europas beherrschten, machte sich auch Aljechin die deutsche Sache zu eigen, wohl weniger aus Überzeugung als aus ungehemmtem Opportunismus. Im Gegensatz zu anderen Meistern spielte er Turniere in Deutschland und den besetzten Ländern, sein größter Förderer war Hans Frank, der berühmte Generalgouverneur des besetzten Polen. In Artikeln für deutsche Besatzungszeitungen griff Aljechin die Rassenideologie der Nationalsozialisten auf und stellte das feige «jüdische Schach» dem männlich-tapferen «arischen Schach» gegenüber: «Was ist eigentlich jüdisches Schach, der jüdische Schachgedanke? Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten: 1. materieller Gewinn um jeden Preis, 2. Opportunismus – ein bis zum äussersten getriebener Opportunismus, der jeden Schatten einer möglichen Gefahr beseitigen will und infolgedessen eine Idee [...] zum Vorschein bringt: «Die Verteidigung an und für sich!» Mit dieser «Idee», die ja in jeder Form des Kampfes letzten Endes einem Selbstmord gleichkommt, hat sich das jüdische

Schach [...] sein eigenes Grab gegraben» («Deutsche Zeitung in den Niederlanden», 23. März 1941). Den Juden Steinitz und Lasker sprach er Kreativität und tieferes Verständnis ab, ihre Erfolge seien allein ihrem Trickreichtum zu verdanken. Später behauptete Aljechin, die Artikel nicht selbst verfasst, sondern nur seinen Namen hergegeben zu haben, um sich und seine US-amerikanische Ehefrau zu schützen. Als sich die Niederlage Deutschlands abzeichnete, verließ Aljechin Ende 1943 Deutschland und ging nach Spanien, später nach Portugal, 1946 verstarb er unter ungeklärten Umständen in einem Hotelzimmer in Estoril. Generell ist vieles in seinem Leben ungeklärt, weil seine Selbstzeugnisse sich oftmals als unzuverlässig erwiesen. Beispielsweise konnte seine Behauptung, 1926 an der Sorbonne zum Doktor der Jurisprudenz promoviert worden zu sein, nicht durch Quellen belegt werden.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de